

FORUM *Supervision*

Gesellschaftliche Desintegrations- dynamiken und Inklusion als Thema in der Supervision

Katharina Gröning

Rainer Dollase

Frank Austermann

Hans-Peter Griewatz

Rudolf Epping

Dagmar Vogel

Gerhard Leuschner

Wolfgang Schmidbauer

Fortschritt durch Pauschalisierung? Möglichkeiten und Grenzen kategorialer und soziometrisch organisierter Inklusion.

Zusammenfassung:

Die Kategorisierung von Menschen ist immer auch eine Pauschalisierung – eine wirkliche Individualisierung muss auf Kategorien verzichten. In Folge der parteiübergreifend beschlossenen Inklusion "beeinträchtigter" Menschen, also einer Pauschalisierung, kann die politische Führung nicht konkretisieren, wie sie vor Ort gelöst werden könnte. Entsprechend aufgebracht ist die Basis. Grund sind nicht nur die fehlenden Praxisideen, sondern perpetuierende, widersprüchliche und verdeckte Kategorisierungen wo Dekategorisierung gefordert wird. Eine soziometrische Inklusion ist sanfter, individualistisch, realistisch und verzichtet weitgehend auf Kategorien: sie operiert mit Ideographischer Diagnose und Intervention, mit Passungssuche und Networking, achtet besonders auf das Sozialverhalten, verzichtet auf Förderungsvisionen und organisiert unter Einschluss aller Möglichkeiten die Optimierung der Lebenswelt aller Menschen.

1. Inklusion und Reaktion der Praxis

Deutschland ist dem UNESCO-Abkommen (1994, Salamanca) beigetreten und als Folge davon ist im Schulsystem Inklusion gefordert. Ein Originaltext lautet:

„Das Leitprinzip, das diesem Rahmen zugrunde liegt, besagt, dass Schulen alle Kinder, unabhängig von ihren physischen, intellektuellen, sozialen, emotionalen, sprachlichen oder anderen Fähigkeiten aufnehmen sollen. Das soll behinderte und begabte Kinder einschließen, Kinder von entlegenen oder nomadischen Völkern, von sprachlichen, kulturellen oder ethnischen Minoritäten sowie Kinder von anders benachteiligten Randgruppen oder – gebieten.“

Nun, der Text hat einen breiten Interpretationsspielraum – (Förder-)Schulen nehmen alle Kinder, die da genannt werden auf, entlegene und nomadische Völker haben wir nicht und das Förderschulsystem ist teuer und qualifiziert.

Man hätte diesem Abkommen nicht beitreten müssen, genauso wenig wie man der Bologna-Vereinbarung hätte beitreten müssen, die das Studium in Bachelor und Master Studiengänge unterteilt. Nun ist es aber geschehen und alle Parteien sind sich einig, dass Inklusion eine gute Sache sei. Unter dem Druck menschenfreundlicher Ideologien wird nun auch die Inklusion in jeder Klasse für einen Großteil der beeinträchtigten Kinder (je Bundesland verschieden; vor allem solche mit Beeinträchtigten in Lernen, Sprache und Verhalten) auf Elternwunsch hin verordnet.

Die Reaktion der Basis und der Praktiker ist nicht so euphorisch wie die der Medienöffentlichkeit, sondern eher aufgebracht und empört. Zahlreiche Lehrerverbände haben gegen die mangelnde finanzielle und praktische Unterstützung der Inklusion massive Proteste eingelegt. Praktiker sind sich einig, dass, wie die folgenden Äußerungen aus dem Jahre 2013 zeigen, Inklusion so nicht machbar sei. Der Veranstalterin einer Fortbildungsveranstaltung (die sie dann absagen musste) zur Inklusion wurde folgendes übermittelt: *"Ich habe den Kragen voll von Inklusion", "Es wird viel gelabert und nichts getan", "Ein Arbeitskreis jagt den nächsten, viele Fachkreise ohne Aussage werden einberufen, aber es passiert nix", "Wir können es nicht mehr hören. Hinter der Fassade der fachlichen Diskussion werden wir mit den Problemen allein gelassen"* usw. Der Veranstalterin wurde persönlich gesagt: *"Warum tun Sie sich das an? Das ist nicht Ihr Kerngeschäft und Sie bekommen alle Unzufriedenheit persönlich ab."* Die Basis sieht nicht, dass die praktischen Probleme, die durch die Abschaffung des Förderschulsystems und das Recht auf Regelbeschulung für Kinder und Jugendliche mit Förderbedarf entstanden sind, durch sie gelöst werden können. Und die Praxis hat recht: zwar kommen Sozialpädagogen an inklusive Schulen (Schulen mit gemeinsamem Unterricht) zum Einsatz, aber sie sind nicht immer da und deswegen gibt es durchaus Probleme, den Unterricht wie bisher zu gestalten.

2. Praktische Probleme und ihre Analyse

Worin liegt das Problem? Das Problem liegt z.B. darin, dass sich viele Nicht-Pädagogen unter beeinträchtigten Kindern nur solche mit einer Körperbehinderung vorstellen. Körperbehinderte sind gewissermaßen der Prototyp des Behinderten. Das sind Rollstuhlfahrer oder Prothesenträger, Kinder, die ansonsten brav sind, intelligent und dem Unterricht folgen können. Die Integration oder Inklusion solcher Kinder im Regelschulsystem ist kein unlösbares Problem, sondern banal – das sagen alle Praktiker. Die Anpassung von Treppen, Sitzgelegenheiten und sportlichen Übungen (die Paralympics zeigen eindrucksvoll, was möglich ist) ist schon fast der Rede nicht mehr wert. Dennoch wird am Fall der Körperbehinderten die Machbarkeit von Inklusion "bewiesen" und alle, die gegen Inklusion sind, als Tölpel und ewig Gestrige gebrandmarkt.

Die Pauschalisierung, die untrennbar mit der Kategorisierung "Beeinträchtigung" oder "Förderbedarf" verbunden ist, erzeugt die praktischen Widerstände. Es gibt eine schier unbegrenzte Anzahl von verschiedenartigen Förderbedarfen, die sich nicht verallgemeinern lassen – und gigantisch unterschiedlichen Förderungsbedarf in der Praxis verlangen. Gehörlose Kinder oder blinde erfordern natürlich anderen Aufwand als ein rollstuhlfahrendes Kind. Aber auch bei manchen von diesen oder bei einem Tetrastiker muss jemand immer zur Verfügung stehen, der den Toilettengang begleitet, für ihn schreibt oder das Essen anreicht. Entscheidend sind aber die sozialen Verhaltensweisen und der kognitive Entwicklungsstand von Kindern mit Förderbedarf. Die Zuweisung eines Kindes mit emo-

tionalen und sozialen Problemen oder solchen, die nicht sprechen können, geistig behindert sind oder Lernbehinderten käme der Zuweisung von "Sorgenkindern" oder sehr schlechten Schülern zu einer Klasse gleich. Und das macht insbesondere Praktiker bitter, die ohnehin schon in sozialen Brennpunkten arbeiten und deren Schüler mehrheitlich bereits sehr schlecht sind. Irgendwelche nicht mehr identifizierbaren Gutachter und Parlamentarier haben gerade diese Verhaltensbereiche (Lernen, Sprache und Verhalten) als regelschulgeeignet angesehen. Für die Praktiker ergibt sich dadurch aber eine deutliche Heterogenitätserhöhung bzw. bei Kindern mit Aggressivität und Temperamentsausbrüchen eine erhebliche Störung des Unterrichtes. Mit einer derart starken Komplexitätserhöhung kann man aber nicht mehr allen Kindern gerecht werden. Unzufriedenheit und Empörung sind die logische Folge.

Eine solche Situation ist eine, die Supervision erfordert. Sie erfordert Coaching, sie erfordert Beratung, sie erfordert Fortbildung für Lehrer, auf denen sie lernen können, wie man die anstehenden Probleme im Unterrichtsalltag löst. Das ist so banal und grundlegend, dass man sich fragt, warum es nicht geschieht, bevor Inklusionskinder (das Wort darf man auch nicht mehr sagen – aber noch nie hat in der Welt politische Korrektheit des Sprachgebrauchs ein Problem gelöst) zugewiesen werden.

Das hat die Politik aber nie vorgehabt. Im Sinne des Output Managements bzw. der Outputsteuerung setzen moderne Führungskräfte in Politik und Wirtschaft nur noch Ziele und Fristen. Sie wissen selber nicht, wie man etwas macht, sondern sie verlangen Wunder und zwar sofort. Sie nehmen naiver Weise an, dass die Basis ein solches Ziel "irgendwie" schon lösen wird. Dieser Art von Outputsteuerung ist im Schulsystem bei der Inklusion auf jeden Fall voll gescheitert.

Die Problematik der Basis zeigt auch eindringlich, dass man Menschen in Supervision und Fortbildung benötigt, die das richtige Verhalten vormachen können, also mikrodidaktische Fähigkeiten besitzen und Ideen haben, wie man ein Problem lösen kann. Längst nicht alle Probleme des Alltags sind ein Einstellungs-, Seelen- oder Emotionsproblem oder lägen daran, dass man keine Zielklarheit hätte. Es nutzt ja nichts, wenn man aus ideologischen Gründen oder aus Mitleid etwas fordert, was nicht realisierbar ist oder von dem keiner weiß, wie es geht. Das muss immer wieder gesagt werden, obwohl es unendlich banal ist.

Eltern mit beeinträchtigten Kindern haben zu großen Teilen die Inklusion mit Hoffnung verbunden und das ist so rührend, wie auch tragisch, aber auch menschlich verständlich. Niemand in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft will in irgend einer Form diese Vision einer großen Gemeinsamkeit, die die Inklusionsidee vermittelt, in Abrede stellen, sondern alle Menschen sind aufgefordert, denen mit unterschiedlicher körperlicher geistiger oder seelischer Ausstattung, soweit es möglich ist, zu helfen. Hierüber gibt und gab es unter humanen Menschen nie einen Dissens: soweit es möglich und realisierbar ist – man muss es betonen. Enttäuschte Versprechungen sind für die Sache nur noch schlimmer.

Eine wissenschaftliche empirische Begründung lässt sich nur teilweise für die Inklusion finden. Es gibt bei Hattie (2009) eine Reihe von Metaanalysen, in denen das ‚mainstreaming‘ – so heißt die Inklusion auf Englisch – zu einem d-Wert von 0,28 führt, also unterhalb der Schwelle einer besonderen Wirksamkeit ($d=0,40$) liegt. Kognitiv sollen insbesondere Kinder mit leichten Lernbehinderungen von der Inklusion profitieren. Der d-Wert ist aber niedrig – er ist beispielsweise fast so niedrig wie der d-Wert für die Klassengröße (0,21), welche man aber, weil es Geld kostet, wegen ihrer schwachen Relevanz nicht verringern will. Offenbar misst man hier mit zweierlei ideologischem Maßstab. Für Eltern ist Inklusion auch darum interessant, weil sie glauben, dass die soziale Isolierung in einer wohnortfernen Förderschule und der Umgang mit ähnlich beeinträchtigten anderen Schülern, weniger "normal" ist und dass die soziale Integration besser gelingen kann, wenn alle Kinder gemeinsam eine wohnortnahe Schulklasse besuchen und die Unterschiede durch Binnendifferenzierung ausgeglichen werden. Allerdings darf man nicht verschweigen, dass die ersten Eltern und auch Schüler von Inklusionsschulen enttäuscht sind, da sie in einer Regelschulklasse die erhoffte Akzeptanz nicht finden. So sagte die Mutter eines Tetraspastikers beispielsweise:

"Zwar sind alle recht höflich zu ihm – Er wird aber nie zu einem Kindergeburtstag eingeladen und es ruft auch nie jemand aus der Klasse an."

Die guten Absichten der Inklusion begründen sich mit einer rein kategorialen und weniger psychologischen oder sozialpsychologischen Empirie. Der Mensch ist in diesem Ansatz bloß eine Schnittstelle unterschiedlicher Kategorien – er erfährt in kategorialen Politiken Anerkennung nur durch politische Anerkennung der Kategorie. Kategorien sind in sich homogen – die "Gruppe" von Menschen (oder Schulklasse) ist gewissermaßen das Atom der Gesellschaft.

3. Widersprüche in der Werbung für Inklusion – ein Beispiel

Kein Wunder, wenn es zu zahlreichen Widersprüchen kommt – man will eigentlich Individualisierung, verfällt aber wieder in den kategorialen Ansatz. Hierzu ein Beispiel:

die Aktion Mensch e.V. bewirbt Inklusion mit einem Plakat, auf dem ein kleines Mädchen im Gespräch mit einem anderen Mädchen zu sehen ist – im Hintergrund ein Junge und ein Junge mit Rollstuhl unscharf fotografiert. Darüber ist die Frage geschrieben: *"Darf man Jungs doof finden, auch wenn sie im Rollstuhl sitzen?"* Dem kleinen Mädchen werden durch die Agentur gleich zwei Kategorien, also Pauschalisierungen in den Mund gelegt: "Jungs" und "Rollstuhlfahrer".

Wenn man nur das Plakat sieht, könnte man auf eine komplizierte Aussage kommen: man darf ruhig Antipathie gegenüber Menschen mit Behinderung hegen, das wäre nicht entscheidend, sondern entscheidend ist, dass "Wir". Folgerichtig steht unter der Anzeige auch *"Das Wir entscheidet"*. Man könnte diese Anzeige als Parteinahme für Kategorien und Abstraktionen bzw. für soziale Kate-

gorien interpretieren. Dass man auch mit denen zusammen ist, die man nicht leiden kann, spräche dann in dieser Interpretationsrichtung nicht gegen die Inklusion. Oder anders formuliert: auch wenn Rollstuhlfahrer in einer Regelklasse niemanden zum Freund hätten, so wäre das "Wir" immer noch entscheidend, weil sie nun in der einen gemeinsamen Schulklasse sind. Die Schublade inklusive Schulklasse enthält aber in Wirklichkeit sehr unterschiedliche Menschen. So aber kommt die Botschaft rüber: Kategorie gut – alles gut.

Wenn man sich das dazugehörige Video auf YouTube anschaut, so ist allerdings erkenntlich, dass das kleine Mädchen selbstverständlich mit dem Jungen im Rollstuhl befreundet ist und dass sie lediglich die üblichen Querelen auch zwischen Freunden im Plakat thematisieren wollen. Das suggeriert dem Betrachter/der Betrachterin: selbstverständlich ist man innerhalb der letzten Kategorie "Gruppe" so homogen, das sich alle an den Händen halten und selbstverständlich befreundet sind. Eine typische Illusion, mit dem kategoriale Politiken zum Engagement motivieren wollen.

Das Beispiel der Anzeige der Aktion Mensch e.V. soll zu einem bislang kaum beachteten bzw. sehr nachlässig zur Kenntnis genommenen Forschungszweig überleiten, der ohne Frage inklusionsrelevant ist. Es ist die Frage, wie sich interpersonelle Beziehungen in Schulklassen des gemeinsamen Lernens zwischen sehr heterogenen Individuen entwickeln. Evolutionsbiologisch bekannt und weltweit immer wieder repliziert ist eine Ähnlichkeitsattraktion (d.h. gleich zu gleich gesellt sich gern), davon gäbe es Ausnahmen, aber sie wäre der Regelfall (Grammer 1988 und 2000).

4. Ist Dekategorisierung durch Inklusion überhaupt möglich?

Natürlich nicht. Es gilt eine allgemeine empirisch bestätigte Regel: jeden Menschen als Individuum aufzufassen und nicht als Vertreter einer bestimmten Kategorie oder Schublade, ist in der Tat ein vielfach empirisch gesichertes Resultat der Integrations-, Migrations- und Inklusionsforschung (Miller/Harrington 1992). Menschen sind nicht Vertreter einer Schublade oder einer sozialen Gruppe, der türkische Junge ist nicht Vertreter der türkischen Kultur, sondern er hat seine persönliche. Aber Dekategorisierung muss sich im Verhalten, in jeder einzelnen Interaktion zeigen, um wirken zu können. Im Kontext der Inklusionsbewegung wird aber zwangsläufig gegen die Dekategorisierung verstoßen.

Zunächst einmal sind Menschen immer Träger der Schubladen und nicht nur Institutionen. Die Behauptung nämlich, dass wir durch die Inklusion, also gemeinsames Lernen, eine Dekategorisierung, d.h. eine Auflösung der Kategorien erreichen, ist eine typische Illusion der aktuellen, unpsychologischen Denkweisen. Diskriminierung ist in der Diktion jener, die Probleme immer nur gesellschaftlich, strukturell verursacht sehen, ausschließlich die institutionelle Diskriminierung. Kommt sie im Kontakt von Mensch zu Mensch vor, sei sie trotzdem gesellschaftlich bestimmt. Sobald man eine solche Argumentation detailliert hinterfragt und

untersucht, kommt zu Tage, dass Diskriminierung nicht von Institutionen, sondern von Menschen getragen wird. Menschen erfinden Systeme und Institutionen. Systeme und Institutionen sind durch und durch psychologische Konstrukte, Visionen und Projektionen menschlicher Gehirne. Wenn Menschen mit anderen Menschen, die anders sind, zusammenkommen, wenden sie wieder dieselben Mechanismen der Kategorisierung an, die man vorher exklusiv für institutionelle Teufeleien gehalten hat. Die Vermutung, dass man durch strukturelle Reformen, z.B. durch "Gemeinsames Lernen" die Diskriminierung abschaffen könnte, ist nicht realistisch, weil Diskriminierung als Ablehnung im Verhaltensrepertoire aller Menschen vorkommt.

Die entscheidende Schwierigkeit ist aber, dass auf die Kategorisierung (Etikettierung, labeling) der inkludierten Kinder und Jugendlichen auf der interaktiven Ebene, weder von Schülern noch von Lehrern wirksam verzichtet werden kann. Auch wenn sie den Begriff "Rollstuhlfahrer" nicht anwenden und ihn unterdrücken, so denken Menschen doch an "Rollstuhlfahrer", wenn sie eigentlich von "Dieter" reden und fühlen sollten. Die dazu notwendige Gefühls- und Verhaltenskontrolle lässt sich in unseren Schulen nur schwer verwirklichen.

5. Inklusion zwingt zu kategorialen Sonderbehandlungen der SchülerInnen mit Beeinträchtigung

Das beginnt bei der Diagnose. Sind Diagnosen schon Schubladen? Wenn jemand blind ist, ist er beeinträchtigt im Vergleich zu sehenden Menschen. Dass sich medizinische, pädagogische oder psychologische Diagnosen leicht mit einer sozialen Kategorie verbinden, ist bedauerlicherweise eine Unausweichlichkeit, auch in der Realität der Inklusion. Das beginnt bei den Verhandlungen, bei der Schulanmeldung der Erstklässler mit dem Schulträger und bei der Schuladministration. Die Schule muss ein Interesse daran haben, möglichst viele der Neuanmeldungen an der Grenze zum gesonderten Förderbedarf als Inklusionkinder durchzusetzen. Das gibt mehr Personal. Das wäre aber unangenehm für Träger und Administration – die wollen sparen. Es setzt nun ein unwürdiges Geschacher um die Zahl der Kinder mit Förderbedarf ein – dieses Kind ja, das hier nicht. Dieser interessegeleitete Kampf um die richtige Diagnose vitalisiert das Schubladendenken, macht es in der Fachsprache salient (hervorstechend).

Das *label* "Förderbedarf" lässt sich auch deshalb nicht verhindern, weil man ja individualisiert fördern möchte – realisiert wird das aber durch kategoriale Binnendifferenzierung. Besonders ärgerlich ist die Annahme, dass man die innere Differenzierung, die in heterogenen Schulklassen notwendig wird, als diskriminierungsfreies pädagogisches Handeln darstellt – was in der Tat ja nicht so ist.

Auch wenn bei der inneren Differenzierung im Unterricht nach einer gemeinsamen Einleitung nun Kleingruppen wie die "Hasen", "Igel", "Schnecken" und "Bären" gebildet werden, so wissen Schüler in der Regel nach ein oder zwei Unterrichtsstunden, dass die "Hasen" die Guten sind und die "Bären" die Schlechten.

Die vom Individuum Schüler und vom Individuum Lehrer bzw. Lehrerin getragene, innere Klassifikation (Etikettierung), die zu einer inneren Differenzierung führt bzw. zur individuellen Förderung, ist also hochgradig für eine Diskriminierung im Klassenzimmer empfänglich.

Vollends widersprüchlich verhält sich ein System, das auf Noten und Leistungsauslese angewiesen ist, ja muss – ohne das könnte jeder auch Dachdecker, Chirurg, Pilot oder Bundespräsidentin werden, ohne Rücksicht auf Fähigkeiten, Interessen und Eigenheiten: die Administration spricht schon mal gerne von "leistungsorientierter Inklusionspädagogik" – im Rahmen der Outputsteuerung sowie ein Fantasy Stück von *"viereckigen Kreisen, die bis zum 15.3. vorzulegen sind"* faseln könnte. Das Problem sind die Schülerinnen und Schüler, die kein *label* "Förderbedarf" haben, die einfach nur schlechte Schüler sind, sitzen bleiben und keine Lehrstelle bekommen. Und selbst wenn man das Sitzenbleiben und die Noten abschaffen würde, müssten sie zuschauen, wie andere (vor allem die mit den nicht unmittelbar sichtbaren Defiziten in Sprache, Verhalten und Lernen) mit deutlich schlechteren Leistungen auch noch gelobt werden.

Alle Formen von Sonderbehandlung erhöhen die Salienz der Unterschiede, tragen also nicht zur Dekategorisierung bei, die ein erklärtes Ziel der Inklusionspolitik ist. Ursache ist die verdeckte Unverzichtbarkeit von Kategorien. Verfechter der Inklusion wollen faktische Probleme durch stramme Sollforderungen überdecken: *"Wir müssen aber lernen durch Inklusion zu dekategorisieren"* – was aber, wenn Menschen nicht das lernen, was sie sollen?

6. Perspektiven der Verbesserung durch soziometrische Inklusion

Die Nachteile kategorialer Strategien und Politiken, die erst in der Praxis auffallen, nicht in der Theorie, sind stets Anlass gewesen, nach Verbesserungen zu suchen. Man sucht nach wie vor Strategien, die tatsächlich individualistisch, empirisch, realistisch und etikettierungsfrei sind, die der sozialpsychologischen Verfasstheit des Menschen besser angepasst sind als ein rationaler, kategorialer und deshalb auch bürokratisch-formaler Ansatzpunkt.

Zu aller erst muss über den Begriff der "Beeinträchtigung" nachgedacht werden, der nur mit einem Normbezug Sinn macht, also auf der Kenntnis einer Normalverteilung des Merkmals angewiesen ist, aufgrund derer man die "Beeinträchtigung" diagnostiziert. Eine monokategoriale Politik, die sich auf einzelne kategoriale Zugehörigkeiten stützt (z.B. die Rentner, die Rollstuhlfahrer, die Zugewanderten), übersieht das Individuum. Ein Individuum ist nicht nur die Überlappung unterschiedlicher Kategorien (oder sozialer Rollen), sondern diese Kategorien sind Teile einer von Moreno (1949) "Oberflächenstruktur" (i.e. Rollenstruktur) genannten Betrachtung des Menschen. Ein "Rentner" muss nicht arm sein aber er könnte es auch sein, ein "Rollstuhlfahrer" kann Finanzminister sein oder in der Gosse liegen, ein "Armer" glücklich oder auch verzweifelt, und ein "Arbeitsloser" kann Vermögen besitzen oder nicht wissen, wie er sein täglich Brot sichern soll.

Erst durch die Betrachtung der individuellen Situation ergibt sich eine Konfiguration von Merkmalen (nicht nur der bekannten sozial relevanten Kategorien, sondern auch Aussehen, Gesundheit, hunderten von Persönlichkeitsmerkmalen, Erfahrungen etc.), die zu einer komplexen Diagnose der jeweiligen "glücklichen" oder "unglücklichen" Situation eines Menschen führen kann. Diese multiple Kombination von Eigenschaften, Fähigkeiten, Zufällen, Einstellungen erst macht einen Menschen aus und erlaubt den Vergleich mit anderen. Die Weisheit des Kölner Karnevals "Jeder Jeck anders" kann auch bei wissenschaftlicher Betrachtung nicht widerlegt werden.

Der Wiener Psychiater Jakob Levy Moreno gehörte zu den ersten, die diesen komplexen Beeinträchtigungsbegriff entwickelt haben:

"Das älteste und zahlreichste Proletariat der menschlichen Gesellschaft ist das soziometrische Proletariat. Es besteht aus all den Menschen, die unter irgendeiner Form des Elends leiden: psychologisches Elend, soziales Elend, ökonomisches Elend, politisches Elend, rassisches Elend, religiöses Elend [...] Die Welt ist voll von isolierten, abgelehnten, ablehnenden, in ihrer Zuwendung unerwiderten und vernachlässigten Individuen und Gruppen." (Moreno 1949: 140)

Moreno kann heute kein "Guru" oder Sektenstifter mehr sein, da es in den Humanwissenschaften heute bei Millionen in Datenbanken einsehbaren Publikationen zu psychologischen, pädagogischen und sozialen Problemen, keine "bedeutenden" Einzelautoren mehr geben kann, sondern er verdient eine Erwähnung als erster Autor einer alternativen Theorie (nicht als Erfinder der Soziometrie an sich, die geht auf Delitsch 1900 zurück), die die monokategoriale Behinderung und Beeinträchtigung kritisch hinterfragt hat. Bei jeder monokategorialen Analyse und Prävention von Behinderungen gibt es zu viele Ausnahmen bzw. das Unglück in der einen Variable kompensiert das Glück in anderen Variablen, so dass sie sich nur mit einem erheblichen Prozentsatz tolerierter Ungerechtigkeit in die Tat umsetzen lassen können. Auch Statistiken und regelmäßiges Monitoring ermittelt statistische, monokategoriale Behinderungen, aber nicht die tatsächliche Minderung der Lebensqualität eines Individuums. Der Beeinträchtigungsbegriff (oder Elendsbegriff, Benachteiligungsbegriff) muss individualisiert werden und eröffnet damit einer tatkräftigen individuellen Beratung, einem Coaching oder einer Supervision ein weites Betätigungsfeld.

Die Politik reagiert auf die Individualisierung der Benachteiligung mit der oberflächlichen Formel: "*Wir können doch nicht neben jeden Menschen einen Psychologen stellen*". Aber die Gesellschaft ist reich an Menschen und das wechselseitige sich kümmern um mitmenschliche Probleme, gewissermaßen die alltäglichen Helfer (Nestmann 1988 und 2000), müssen dort, wo es nicht anders geht, durch professionelles Personal ersetzt bzw. ergänzt werden – mehr nicht. Schließlich ist Schule aus demselben Gedankengang geboren worden, weil die Vermittlung der lebensnotwendigen Kompetenzen nicht mehr informell, im Alltag also, geschehen konnte.

Die also im Anschluss an Moreno und nachfolgende informelle Theoretiker sich entwickelnden Strategien gehen zunächst einmal – genauso wie die kategorialen Politiken – davon aus, dass es Ziel sein soll, den "beeinträchtigten" Menschen glücklich und kompetent zu machen. Im Unterschied zum kategorialen Ansatz allerdings, ist ihr Ziel die Harmonisierung der informellen Beziehungsstrukturen und die Befreiung des soziometrischen Proletariats, d.h. eine multikategoriale Analyse und Milderung von Beeinträchtigungen.

Der zweite wichtige Grundsatz ist, dass die informellen Beziehungen wichtiger sind als die formellen. Formelle Anerkennung ist nicht so wichtig wie informelle Anerkennung. Formelle Integration ist nicht so wichtig wie informelle Integration. Kategoriale Fassungen der Beziehungen leiden zum Beispiel auch darunter, dass in der formellen Oberflächenstruktur der Gesellschaft auch informelle Beziehungen kategorisiert als "Freund", "Partner", "Ehemann/Ehefrau" etc. werden. Die informellen Beziehungen sind wesentlich vielgestaltiger als die Beziehungsbegriffe der Oberflächenstruktur (Polymorphie). Das eröffnet die Chance, die soziale Integration oder Desintegration von Individuen jeweils anders zu beurteilen als unter alleiniger Berücksichtigung der formellen Beziehungskategorien. Jenseits von Freund oder Freundin sind zahllose positive, manchmal kurz- manchmal langzeitige Beziehungen möglich. Defizite in der Anerkennung der Beziehungskategorien der Oberflächenstruktur beispielsweise sind locker durch informelle Anerkennung in dutzenden Formen soziometrischer Beziehungen zu kompensieren.

Das liegt wesentlich daran, dass in den informellen Ansätzen, etwa nach Moreno, Beziehungsstrukturen zwischen den Menschen als deren soziale Selbstorganisation gelten. Der Mensch ist ein Cliquenwesen, kein Gesellschafts- oder Schulklassenwesen. Die Vielzahl von Menschen in der Umgebung eines Individuums macht die Selektion einiger weniger notwendig, zu denen positive informelle Beziehungen entwickelt werden können. Jeder Mensch ist gerne mit denen zusammen, mit denen er oder sie durch Sympathien verbunden ist. Das muss eine kleine Anzahl sein. Kein Mensch braucht eine Sozietät mit 25 oder 30 anderen Mitgliedern, um seine sozialen Beziehungen und seine soziale Zufriedenheit zu entwickeln.

Entscheidend ist auch, dass Sympathien und Antipathien keine wirkliche Ursache haben, sondern als unvermeidliche, menschliche Lebensäußerung akzeptiert werden müssen. Es geht nur noch um eine Umordnung gemäß den soziometrischen Beziehungen.

Wenn zwei Menschen sich nicht verstehen, dann gibt es eine typisch pädagogische oder therapeutische Antwort auf diesen Umstand. Entweder beide "*müssen*" lernen, miteinander auszukommen oder man versucht, die Persönlichkeiten zu verändern (Beziehungs- oder Persönlichkeitsentwicklung). Aus dem "Heiligenbeispiel" nach Moreno könnte man auch schließen, dass Anziehungen oder Abstoßungen zwischen Menschen kein Defizit sind und dass es dafür keine pathologische Ursache gibt. Also wäre für die Verbesserung der Beziehung kein Lernpro-

gramm nötig oder wirksam. Die Zuneigung oder Abneigung gegenüber anderen Menschen ist ein Vorgang, der auch dem Heiligen passieren könnte. Moreno schreibt:

„Jeder Mensch folgt seiner inneren Sehnsucht, jeder ist guten Willens, und dennoch scheitert die Gemeinschaft als Ganzes. Selbst wenn jedes Mitglied unserer Gesellschaft die Vollkommenheit eines Heiligen erreichte, wären die Interaktionen der Heiligen vielleicht immer noch unvollkommen. Zwei Heilige müssen miteinander harmonieren und mehrere auch als Gruppe segensreich wirken können.“ (Moreno 1996 und 1954: 396)

Heilige haben kein Defizit – Anziehungen und Abstoßungen haben keine änderbare (trainierbare, therapierbare) Ursache.

7. Praxis der soziometrischen Inklusion

7.1 Ideographische Diagnose und Intervention

Zunächst einmal muss das Individuum in seiner Ganzheit betrachtet werden – nicht nur als Kombination von Kategorien, sondern ideographisch. Beeinträchtigung muss ideographisch diagnostiziert werden. Es muss dann analysiert werden, welcher ideographisch-konkrete Bedarf für seine Fortentwicklung notwendig ist und wie es diesen in den existierenden Angeboten unserer Institutionen bekommen kann. Dazu muss dieses Angebot der Institutionen flexibilisiert werden, damit eine Passung zwischen den Eigenheiten des Adressaten und den angebotenen Ressourcen der Institutionen erreicht werden kann. Ansätze hierzu gibt es bereits in einigen Bundesländern.

7.2 Soziometrische Passung

Moreno hat in einem Beispiel seiner Hudson Gemeinschaft gezeigt (Moreno 1954) wie viel Mühe er sich gegeben hat, die soziometrische Passung zwischen Menschen, die zusammengefügt werden zu erreichen:

„Die Hudson Gemeinschaft stand regelmäßig vor dem Problem, in welche Familiengruppe ein neues, von der Fürsorge überwiesenes Mädchen zuzuordnen sei. Moreno brachte die Mädchen und die Mütter, die noch einen Platz in ihrer Gruppe frei hatten, in der Eingangshalle des Hauptgebäudes zusammen und avisierte den Müttern wie den neuen Mädchen in getrennten Ansprachen, daß sie sich nun zum Zwecke der Auswahl näher kennenlernen sollten. Jedes Mädchen unterhielt sich sodann mit jeder Hausmutter – ca. eine halbe bis eine Stunde lang. Die Mädchen waren dabei in der Rolle der Gastgeberin in einem separaten Zimmer, in dem die beiden sich ohne fremde Beobachtung unterhalten konnten. Der soziometrische Tester fragte danach jede Mutter wie auch jedes Mädchen, welche drei Mütter/Mädchen wohl am besten in ihre Gruppe bzw. zu ihnen selbst passen würden und zwar der Präferenz nach (das liebste, zweitliebste, drittliebste). Zugleich sollten die Wahlbegründungen genannt werden, die man protokollierte. Sodann wurden Mädchen aus den existierenden Hausgruppen (mit einer prägnanten soziometrischen Stellung) ebenso mit den neuen Mädchen be-

kanntgemacht und konnten wechselseitig ihre Wahl tätigen. Zum Abschluß wurde noch ein Rollenspiel (Themen: Familien-, Arbeits- und Gemeinschaftssituation) mit den neuen Mädchen durchgeführt, aus dem weitere Informationen ermittelt wurden, was die Zuordnung der Mädchen anbelangt. Wie Moreno schreibt, konnte trotz oder gerade wegen der Vielzahl diagnostischer Informationen eine eindeutige Zuordnung vorgenommen werden.“ (vgl. Dollase 1996b)

Es geht hier um die Idee, sich mit den informellen Beziehungen von Menschen stärker zu beschäftigen als im Rahmen einer kategorialen Inklusion. Wie genau, das müsste noch entwickelt werden.

7.3 Stabilisierung gegen ungünstige soziale Vergleiche bei Inklusion

Die Diagnose und soziometrische Passung alleine wäre in der soziometrischen Inklusion nicht ausreichend, sondern jeder "beeinträchtigte" Mensch müsste gegen die Ergebnisse sozialer Vergleiche (Social Comparison, zuerst Festinger 1954) stabilisiert werden. Die Bedeutung der sozialen Vergleiche wird bei der gegenwärtigen kategorialen Inklusion gerne übersehen, als ob es für ein Kind mit Förderbedarf nicht deprimierend sein könnte, in einer Gruppe von lauter gesunden jungen Menschen als Beeinträchtigter zu leben. Die Stabilisierung des Selbstkonzeptes im Vergleich mit anderen, ist gerade für jene wichtig, die überall nicht so gut abschneiden. In der kategorialen Inklusion wird gerne so getan, als sei es nur ein Problem der Nicht-Beeinträchtigten, mit beeinträchtigten Menschen zusammen zu leben, zu lernen oder zu arbeiten. Die beidseitigen Probleme müssen gezielt gelöst werden. Dazu müssen Deutungen der Realität erarbeitet werden, die beiden Seiten ein frustrationsfreies Leben ermöglichen.

7.4 Networking

Die sorgfältige Analyse und Entwicklung von informellen Beziehungen um jeden Menschen herum, ist eine Aufgabe für die Erziehung, aber auch für professionelles Beratungspersonal. Es käme darauf an, ein informelles soziales Netzwerk um jeden beeinträchtigten Menschen aufzubauen. Fragen der sozialen Integration können also nicht allein durch die Zugehörigkeit zu Kategorien, Organisationen oder Gruppen beantwortet werden. Ein inkludiertes Kind im Sportverein kann gemobbt werden und kann dort die schwärzesten Stunden seines Lebens erleben, genauso wie ein Außenseiter Kind in einer Ganztagschule mehr Leid erfahren wird als in einer Halbtagschule.

Deshalb ist eine sorgfältige Analyse und Intervention zur Bildung informeller Netzwerke nötig. Man könnte diese Strategie als "Networking" bezeichnen. Hierbei ist entscheidend, dass eine "Cliquentwicklung" oder die Entwicklung eines zufriedenstellenden "Individual-Soziogramms" im Zentrum einer Beratung oder Hilfe steht.

7.5 Sozialverhalten bei Inklusion ist entscheidend

Die empirische soziometrische Forschung hat eine Reihe spezifischer Untersuchungen zur Integration und Akzeptanz von beeinträchtigten Menschen hervorgebracht. So heben etwa Tröster (1988) und auch Marenbach (1985) die Ambivalenz und Interaktionsspannungen zwischen beeinträchtigten und nicht-beeinträchtigten Menschen (in Gruppen) immer wieder hervor und verweisen auch darauf, dass es eine gewisse Doppelbödigkeit der offiziellen Moral auf der einen Seite und den tatsächlichen Wünschen auf der anderen Seite gibt, die aus Gründen der "sozialen Erwünschtheit" kaum ausgesprochen werden. Eine amerikanische Untersuchung (Erhardt/Hinshaw 1994) zeigt, dass Kinder weniger wegen ihrer nicht-verhaltensmäßigen Variablen gemobbt werden – zum Beispiel ihrem Aussehen, ihrer motorische Kompetenz, ihrer Intelligenz, ihrer schulische Leistung – sondern eher wegen antisozialer Aktionen wie Aggression und mangelnde Folgsamkeit. Hier deutet sich übrigens an, dass die soziale Verträglichkeit eines Menschen eine Voraussetzung ist, um sich in einer größeren Sozietät oder einer Gruppe und Schulklasse einigermaßen einzufügen. Aber Anpassung oder Assimilation muss ja auch nicht sein, da für jeden Menschen – so zeigt es die bisherige Forschung – immer auch einige andere gibt, die zu ihm neutrale bzw. gar positive Beziehungen gestalten können. Das ist eine Hoffnung, die sich jedenfalls in der soziometrischen Forschung bisher immer wieder bestätigt hat. Man kann für jeden Menschen andere Menschen finden, die ihn mögen und/bzw. tolerieren.

7.6 Der erzieherische Machbarkeitswahn und die Förderungsillusion

Auch bei informellen Lösungen, die hier empfohlen werden, geht es darum, die Förderungsideologie zu erschüttern, da sie empirisch falsch ist (Dollase 1984: 61-152). Im Sozialisationsprozess muss man sich daran gewöhnen, dass es unveränderliche (sozial nicht unbedingt gewünschte Eigenschaften) von Menschen gibt. Deswegen ist die generelle Botschaft aus dem informellen Ansatz: nicht ändern, sondern ausweichen und akzeptieren (Dollase, 1996a: 120-141). Ein erzieherischer Machbarkeitswahn ist der Realität nicht angemessen. Es wird immer Varianz geben, es wird immer eine Bestenauslese für bestimmte Tätigkeiten geben, so dass die gesellschaftliche Aufgabe u.a. darin bestehen muss, auch für Schulversager, auch für schlechte Leistungen in der Schule, auch für beeinträchtigte Menschen gesellschaftliche Chancen zu eröffnen. Das heißt: dafür zu sorgen, dass alle einen ihren Fähigkeiten gemäßen Beitrag für die Gesamtgesellschaft leisten können. Die alleinige Hoffnung, durch Förderung und Organisation alle Ziele zu erreichen, ist ein naiver Kinderglaube.

7.7 Begleitende organisatorische Maßnahmen

Für die organisatorische Umsetzung würde man für eine "Inklusion unter einem Dach" oder in einem Schulzentrum plädieren, was lediglich langfristig bauliche Konsequenzen für alle Förderschulen hätte. Wie einige Praktiker schon gleich zu Anfang der Inklusions-Bewegung vorgeschlagen haben, wäre es auch sinnvoll, beim demographischen Wandel die bisher bestehenden Förderschulen auch für nicht beeinträchtigte Schüler und Schülerinnen zu öffnen: z.B. Klasse für Klasse anzufügen und bei der Klassenzusammensetzung ideographisch vorzugehen. Es gäbe aber für die organisatorische Umsetzung keinerlei pauschale Strategie, sondern alle Lösungen müssten informell und individualisiert werden, was durch die Abschaffung einer kategorialen Förderungsmöglichkeit (Recht auf Regelbeschulung) erleichtert würde.

Literatur

- Delitsch, J. (1900): Über Schülerfreundschaften in einer Volksschulklasse, in: Zeitschrift für Kinderforschung 5, S. 150-163.
- Dollase, R. (1984): Grenzen der Erziehung. Düsseldorf: Schwann.
- Dollase, R. (1996a): Die Asozialität der Gefühle. Intrapsychische Dilemmata im Umgang mit dem Fremden, in: Heitmeyer, W./Dollase, R. (Hrsgs.), Die bedrängte Toleranz, Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 121-142.
- Dollase, R. (1996b): Wege zur Überwindung der Asozialität des Menschen, in: Moreno, J. L. (Hrsg.), Die Grundlagen der Soziometrie. Wege zur Neuordnung der Gesellschaft (XI – XXIX), Leverkusen: Leske und Budrich.
- Erhardt, D./ Hinshaw, S. P. (1994): Initial sociometric impressions of attention-deficit hyperactivity disorder and comparison boys: Predictions from social behaviors and from nonbehavioral variables, in: Journal of Consulting and Clinical Psychology 62(4), S. 833-842.
- Festinger, L. (1954): A theory of social comparison processes, in: Human Relations 7(2), S. 117 -140.
- Grammer, K. (1988): Biologische Grundlagen des Sozialverhaltens. Verhaltensforschung in Kindergruppen, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Grammer, K. (2000): Signale der Liebe, Frankfurt/M.: Hoffmann und Campe (2. Auflage).
- Hattie, J. A. C. (2009): Visible Learning. A synthesis of over 800 Meta-Analyses relating to achievement, London and New York: Routledge.
- Hattie, J. A. C. (2013): Sichtbares Lernen, Hohengehren: Schneider.
- Marenbach, J. (1985): Gruppendynamik zwischen Körperbehinderten und Nichtbehinderten. Soziometrie in der Begegnung mit Körperbehinderten, Berlin: Marhold.
- Miller, N./Harrington, H. J. (1992): Social Categorization and Intergroup Acceptance: Principles for Design and Development of Cooperative Learning Teams, in: Hertz-Lazarowitz, R./Miller, N. (Hrsgs.), Interaction in Cooperative Groups. The Theoretical Anatomy of Group Learning. Cambridge: University Press, S. 203–227.
- Moreno, J. L. (1949): Sociometry and Marxism. Sociometry.
- Moreno, J. L. (1996): Die Grundlagen der Soziometrie, Opladen: Westdeutscher Verlag (1.Auflage 1954, 2. erweiterte Auflage 1967, 3.Auflage 1974).
- Nestmann, F. (1988): Die alltäglichen Helfer, Berlin: de Gruyter.
- Nestmann, F. (2000): Netzwerkintervention und soziale Unterstützungsförderung – konzeptioneller Stand und Anforderungen an die Praxis, in: Gruppendynamik und Organisationsberatung 31(3), S. 259-275.
- Tröster, H. (1988): Interaktionsspannungen zwischen Körperbehinderten und Nichtbehinderten, Göttingen: Hogrefe.